

k.

Leseprobe aus:

Jan Seghers

Die Sterntaler-Verschwörung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Jan Seghers

DIE STERNTALER-VERSCHWÖRUNG

Roman · Kindler

Alle Ereignisse und Personen sind frei erfunden.
Selbst der Vollmond scheint, wann er will.

1. Auflage Dezember 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Satz aus der Janson PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 463 40315 1

À une belle endormie

«Selbst wenn alle Teile eines Problems sich einzuordnen scheinen wie die Stücke eines Zusammenlegenspiels, müsste man daran denken, dass das Wahrscheinliche nicht notwendig das Wahre sei und die Wahrheit nicht immer wahrscheinlich.»

Sigmund Freud

«In dem Moment, wo das LKA aus übergeordneten Gründen die Ermittlungen übernimmt oder unterstützt, kann das mal zu Irritationen vor Ort führen.»

Sabine Thureau kurz nach ihrer Amtseinführung als Präsidentin des Hessischen Landeskriminalamtes

Frankfurter Rundschau 26. 4. 2010

ERSTER TEIL

EINS

Als der Ministerpräsident die Augen aufschlug und sah, wie Homer Simpson einen Donut verspeiste, bekam er augenblicklich Hunger. Eigentlich hatte er bis zur Landung in Frankfurt nichts mehr essen wollen, doch jetzt blickte er kurz zu seiner Frau Ruth, die auf dem Nebensitz schlief, winkte der indischen Stewardess und bestellte flüsternd eine weitere Portion jener rosafarbenen Honigbällchen, von denen er seit dem Start bereits ein halbes Dutzend verzehrt hatte.

Er kam gerade aus Dharamsala, wo er dem Dalai-Lama einen Privatbesuch abgestattet hatte. Im Gepäck hatte er neue Fotos, auf denen man ihn gemeinsam mit dem Oberhaupt der Tibeter lächeln sah. Seine Presseleute würden dafür sorgen, dass diese Fotos in allen wichtigen Zeitungen erschienen, und er hoffte, dass sich dadurch seine Umfragerwerte endlich wieder verbesserten. Der Dalai-Lama galt als weise und witzig, zwei Eigenschaften, die man dem Ministerpräsidenten zu seinem Leidwesen völlig absprach. Und doch fühlte er sich dem Tibeter inzwischen so nahe, dass er sich manchmal vorstellte, ebenfalls ein buddhistischer Mönch zu sein, um dann in der *Ti-câvara*, dem leuchtenden Gewand des Ordens, vor das Parlament zu treten und lange in die Kameras zu lächeln: entspannt, witzig und weise.

Aber selten hatte er weniger Anlass gehabt, entspannt zu sein. Das Jahr hatte nicht gut begonnen. Bei den Wahlen im Januar hatte er zwölf Prozentpunkte verloren. Er war nur

noch geschäftsführender Ministerpräsident, er war nur noch ein halber Ministerpräsident. Und wenn sich seine Gegner irgendwann einigen sollten, wäre er auch das nicht mehr lange, dann wäre er nur noch Rolf-Peter Becker, ein Funktionär seiner Partei, der seinen Vornamen hasste und der deshalb froh gewesen war, seit Amtsantritt MP genannt zu werden. Er hatte alles für sein Bundesland getan, hatte jeden Tag vierzehn, manchmal sechzehn Stunden gearbeitet, hatte in hässlichen Bürgerhäusern vor rotgesichtigen Landfrauen gesprochen, in öden Einkaufszentren Würstchen gebraten, hatte Narrenkappen aufgesetzt und mit betrunkenen Ortsvorstehern angestoßen. Vom frühen Morgen bis weit in die Nacht hinein hatte er sich durchs Land fahren lassen, und immer hatten sich neben ihm auf der Rückbank seiner Dienstlimousine die Akten gestapelt, die er zwischen zwei Terminen studierte.

Niemand konnte, niemand wollte es bestreiten: Er war ein Vorbild an Fleiß, Disziplin und Zähigkeit. Und dafür war er nun bestraft worden. Nein, er konnte es nicht anders nennen: Seine Wähler hatten ihn bitter enttäuscht. Und jetzt, da sich die Maschine der Air India dem Rhein-Main-Flughafen näherte und er an seine Niederlage dachte, schob er sich, um seine schlechte Stimmung zu vertreiben, das vorletzte Honigbällchen in den Mund.

Sein neuerlicher Heißhunger auf Süßigkeiten stimmte ihn nachdenklich. Seit der Schulzeit kämpfte er gegen sein Übergewicht, und er war stolz darauf, es als Erwachsener halbwegs in den Griff bekommen zu haben. Trotzdem waren seine kulinarischen Vorlieben dieselben geblieben: Er mochte alles, was fett, süß und ungesund war. Seine Ernährungsgewohnheiten waren ein täglicher Anschlag auf seinen Körper und ein Hohn auf die Kochkünste seiner Frau. Seine Mitarbeiter

sagten ihm das, seine Parteiliebe, seine Kinder, und alle paar Monate sagte es auch seine Ärztin.

Seit Jahren war er umzingelt von Feinschmeckern, die jeden Tag in den besten Restaurants der Landeshauptstadt speisten und dazu teure französische Weine tranken. Aber immer noch konnte er sich nichts Schöneres vorstellen, als seinen Fahrer nachts an einem Fast-Food-Restaurant halten zu lassen.

Er war anders als die anderen, und das schon immer. In der Schule hatte er meist allein auf dem Pausenhof gestanden oder war gleich in der Bibliothek geblieben, um Zeitung zu lesen. Während seine Mitschüler an der Bushaltestelle rauchten oder sich hinter der Turnhalle zum Knutschen trafen, vertiefte er sich in den Wirtschaftsteil. Während die anderen im Jugendzentrum Flugblätter schrieben und abends ihre Partys feierten, hatte er Besseres vor.

Einmal, ein einziges Mal, war er ausgebrochen, als er mit zwei älteren Cousins über Ostern in die Niederlande gefahren war. Sie waren durch das Amsterdamer Rotlichtviertel geschlendert und hatten die Mädchen bäugt, die hinter der Oude Kerk in den Schaufenstern saßen. Sie waren in einen der Coffee-Shops gegangen und hatten Marihuana geraucht, bis ihnen schlecht wurde. Sie waren ans Meer gefahren und hatten im Autoradio die Rolling Stones gehört. Am Strand von Zandvoort war ihm Annicke begegnet, ein bisschen kleiner als er, mit runden Hüften und schweren Brüsten. Ein paar Mal war sie an seinem Handtuch vorbeigeschleudert und hatte ihm zugelächelt. Dann hatte sie sich einfach zu ihm gesetzt und ihm von ihrer Limonade angeboten. Sein Herz hatte sofort schneller geschlagen. Dass sie ein Hippie-Mädchen war, hatte ihn nicht gestört. Und ihr schienen seine

Aknenarben egal zu sein. Sie hatte ihm die Wange gestreichelt und ihn auf den Mund geküsst. Dann hatte sie ihn an der Hand und mit in ihr Zelt genommen.

Annicke war das erste Mädchen, mit dem er geschlafen hatte, und für viele Jahre auch das letzte. Als er ihr am nächsten Tag in einem der Strandrestaurants wiederbegegnete, saß ein junger Mann mit langem Haar neben ihr, der seinen Arm um ihre Schulter gelegt hatte. «Hi, Rolf-Peter», hatte sie gerufen. «Darf ich vorstellen, das ist Hendrik, mein Verlobter.»

Er hatte nie wieder von ihr gehört. Er hatte sie gehasst, und doch war sie ihm nicht mehr aus dem Sinn gegangen. Wenn er an sie dachte, hatte er auch heute noch das Bild eines gerade angebissenen Pfirsichs vor Augen, er erinnerte sich an den Geschmack ihrer Haut, an einen leichten Sonnenbrand, an seine feuchte Badehose. Annicke, Annicke, Annicke. Wie oft hatte er ihren Namen vor sich hin gemurmelt.

«Von wem sprichst du?»

Erschrocken wandte sich der Ministerpräsident um. Seine Frau war neben ihm aufgewacht und sah ihn argwöhnisch an. «Annicke – darf man erfahren, wer das ist?»

«Nichts, ich meine ... niemand ... ich muss wohl geträumt haben», erwiderte er.

Plötzlich verwandelte sich der misstrauische Blick seiner Frau in einen angewiderten. «Sag mal ... was klebt da an deinen Fingern?»

Der Ministerpräsident folgte ihrem Blick. Erst jetzt bemerkte er, dass er das letzte der rosafarbenen Honigbällchen in seiner Faust zerquetscht hatte.

ZWEI

Es dämmerte gerade erst, als der junge Mann an diesem Morgen in seinem Haus in der kleinen Ortschaft Schwarzenfels erwachte. Er hörte das leise Atmen der schlafenden Frau, die sich von hinten an seinen Körper drängte, schob ihre Hand sacht von seiner Hüfte, schlüpfte aus dem Bett und ging in die Küche. Ohne die Deckenlampe einzuschalten, nahm er ein Glas aus dem Schrank, füllte es mit Leitungswasser und trank einen großen Schluck.

Der junge Mann hieß Tobias S. Büttner, wobei das S. für Süleyman stand, ein Name, der neben dem dunklen Haar und der bronzefarbenen Haut das einzige Erbe eines Vaters war, den er nie kennengelernt hatte. Süleyman – so nannte er sich erst, seit ihm aufgefallen war, dass der Klang der drei Silben nicht unausweichlich Misstrauen hervorrief, sondern manchmal auch Neugier und Wohlgefallen.

Süleyman mochte es, gemocht zu werden, ohne etwas dafür zu tun. Er war schmal, braun und gelenkig. Er hatte mit vielen Männern geschlafen, Frauen kamen erst später dazu, und manchmal, wenn er es sich leisten konnte, schlief er monatelang mit gar niemandem. Er verlangte nicht immer danach, aber wenn ihm jemand eine Bezahlung anbot, nahm er sie an. Außer diesem halbverfallenen Haus, das er von einer Tante geerbt hatte, besaß Süleyman nichts, und so hoffte er, dass die Frau, die jetzt in seinem Bett lag, ihn später fragen würde, ob sie ihm ein wenig Geld dalassen solle.

Zurück im Schlafzimmer, stellte er sich ans Fenster, schob die Gardine beiseite und schaute nach draußen. Die umliegenden Häuser waren noch dunkel. Über der Wiese am Bach lag Nebel. Süleyman wollte sich gerade wieder abwenden, als etwas seine Aufmerksamkeit erregte. Er sah, wie sich im Halbdunkel auf der Landstraße am Hügel gegenüber, etwa dreihundert Meter Luftlinie von seinem Haus entfernt, langsam ein Lichtschein näherte. Süleyman nahm das Fernglas von der Fensterbank, ein altes Dialyt der Firma Zeiss, das seiner Tante gehört hatte, stellte die Schärfe ein und erkannte, dass es sich um den Scheinwerfer eines Sportmotorrades handelte. Der Fahrer stoppte am Straßenrand, blieb auf seiner Maschine sitzen, zog die Handschuhe aus, klappte das Visier seines Helms hoch und steckte sich eine Zigarette an. Zwei, drei Minuten lang geschah nichts. Dann wurde der Scheinwerfer ausgeschaltet, nur um Sekunden später wieder aufzuflammen. Zweimal kurz, einmal lang. Gleich darauf wiederholte sich der Vorgang: zweimal kurz, einmal lang.

Süleyman blieb reglos stehen, beide Hände um das Jagdglas geklammert, die Brauen an die Gummimuscheln gepresst – er wagte kaum zu atmen. Er hatte ein Zeichen gesehen, das nicht für seine Augen bestimmt war, ein geheimes Signal, das in einer belebten Großstadt wohl kaum Beachtung gefunden hätte, das aber hier, in diesem nächtlichen Dorf, einer Ungeheuerlichkeit gleichkam. Erst als der Fahrer den Motor wieder anwarf, die Maschine wendete, sich langsam in jene Richtung entfernte, aus der er gekommen war, und kurz darauf aus Süleymans Blickfeld verschwand, entspannte sich der junge Mann.

«Was machst du da in Unterhose mit einem Fernglas am

Fenster?» Die Stimme der Frau klang brüchig. Er versuchte, sich an ihren Namen zu erinnern.

Sie hatte die Nachttischlampe eingeschaltet und sah zu ihm herüber. «Komm wieder ins Bett!»

«Nein», sagte er, «ich glaube, Sie müssen jetzt gehen.»

«Und was, wenn ich bleiben möchte?»

«Möchten Sie nicht.»

«Woher willst du das wissen?»

«Weil alle zu ihren Männern zurückgehen.»

«Stimmt! Bringst du mir einen Kaffee?»

«Sie können sich einen machen.»

«Ach, leck mich!», sagte sie.

«Nein», antwortete er.

Sie lachte. «Darf ich wiederkommen, Süleyman?»

«Wenn Sie mögen.»

«Mehr nicht?»

Er hob die Schultern.

«Warum siezt du mich, weißt du nicht, wie ich heiße?»

«Susanne?», fragte er.

«So ähnlich», sagte sie. «Kann ich noch duschen?»

Er wies mit dem Kopf auf die Tür, die vom Schlafzimmer ins Bad führte.

Als die Frau an Süleyman vorbeikam, wollte sie ihn auf die Wange küssen. Er drehte sich weg.

«Was bist du nur für ein Mensch?», fragte sie.

Als er gerade vierzehn geworden war, hatte der neue Freund seiner Mutter versucht, ihn zu schlagen. Schon am Morgen darauf hatte Süleyman eine Reisetasche gepackt, das Haus verlassen und es nie wieder betreten. Er fuhr mit dem Zug nach Frankfurt und stellte seine Tasche in ein Gepäckfach.

Ein Mann sprach ihn an und fragte, ob er allein sei. Der Mann trug einen Sommeranzug und glänzende Schuhe.

«Ja», antwortete Süleyman.

Ob er sich ein wenig Geld verdienen wolle.

«Was muss ich dafür tun?», fragte der Junge.

«Wir fahren zu mir nach Hause, dann wirst du sehen», sagte der Mann.

Süleyman wusste nicht, was der Mann von ihm wollte, also lehnte er ab. Er lief durch die Stadt und schaute sich die hohen Häuser an.

Bisher kannte er kaum mehr als seinen Heimatort in der Schwalm und die umliegenden Dörfer. In Frankfurt war er erst einmal gewesen, als sie fünf Jahre zuvor mit der Schulklasse den Zoo besucht hatten.

Weil er kein Ziel hatte, ließ er sich treiben. Er sah sich die Auslagen der Geschäfte an und streifte durch die Kaufhäuser. Er kaufte sich ein gelbes T-Shirt und eine neue Jeans. Es kam ihm vor, als würden sich die Leute hier anders bewegen als zu Hause, die meisten schneller – als würde sie etwas treiben oder ziehen –, manche aber auch langsamer, als wollten sie zeigen, dass sie frei über ihre Zeit verfügen konnten. Süleyman fühlte sich fremd, aber er ahnte, dass es nicht gut war, wenn man ihm das anmerkte. Er ging zum Mainufer und setzte sich auf eine Bank. Als er Hunger bekam, kaufte er an einem Imbiss zwei Fischbrötchen und eine Flasche Limonade. Das Wechselgeld warf er einem Bettler in die Schachtel.

Am Abend suchte er nach einem billigen Hotel. Mehr als ein Bett brauchte er nicht. Von dem Haushaltsgeld, das er daheim aus dem Küchenschrank genommen hatte, waren noch hundertfünfzig Mark übrig. Er bekam ein Zimmer für zwei Nächte, das er im Voraus zahlen musste.

Am übernächsten Tag konnte er sich gerade noch ein Croissant und eine heiße Schokolade leisten. Er ging zum Bahnhof und wartete. Dann sah er den Mann mit dem Sommeranzug wieder. Der Mann kam auf ihn zu und lächelte. «Hast du es dir überlegt?»

Süleyman nickte.

«Ich heiße Holger», sagte der Mann.

Holger fuhr ein schwarzes Mercedes-Cabriolet. Er ging um den Wagen herum, öffnete die Beifahrertür und ließ Süleyman einsteigen. Der Junge lachte, als sie durch die Stadt fuhren und ihm der Wind die Haare zerzauste. Holger war freundlich. Er arbeitete für eine Werbeagentur und wohnte in einem Bungalow am Stadtrand. Vom Wohnzimmer aus konnte man in den Garten schauen, hinter dem der Wald begann.

Holger legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter: «Wir haben noch nicht über Geld gesprochen. Wie viel nimmst du denn?»

«Kommt drauf an, was ich machen muss», sagte Süleyman.

Der Mann sah ihn an: «Sag mal, kann es sein, dass du noch Jungfrau bist?»

«Jungfrau?»

Holger nickte. «Es stimmt also. Dann gehst du jetzt erst mal duschen, hinterher reden wir. Wie alt bist du überhaupt?»

«Achtzehn», log Süleyman.

Er blieb über Nacht. Auch die nächsten Tage verbrachte er in dem Haus. Nach einer Woche bot Holger ihm an, bei ihm einzuziehen. Süleyman wurde der Geliebte des Mannes. Er lernte, wie man sich in einem Restaurant benahm, er lernte, wie man Rotwein trank und wie man Cannabis rauchte. Er sah zum ersten Mal das Meer und die Berge, er aß seinen ers-

ten Hummer und schnupfte sein erstes Kokain. Ein Jahr lang schlief er mit Holger, manchmal auch mit Holgers Freunden und Freundinnen. Er lernte, dass man ihn beehrte. Anders als die wechselnden Männer seiner Mutter machte ihm Holger keine Vorschriften. Süleyman konnte kommen und gehen, wie er wollte. Er dachte nicht nach über das Leben, das er führte. Er war weder glücklich noch unglücklich. Es war, wie es war.

Aber nach einem Jahr gab ihm Holger zweitausend Mark und teilte Süleyman mit, dass er sein Zimmer im Bungalow räumen müsse, weil dort ein anderer Junge einziehen werde. Süleyman ging, ohne zu widersprechen. Er hatte keinen Plan. Weil ihm der Klang des Wortes Marseille geheimnisvoll vorkam, kaufte er eine Fahrkarte, stieg in den Zug und fuhr ans Mittelmeer. Als sein Geld aufgebraucht war, zog er an der Küste entlang weiter Richtung Osten. In dem kleinen Ort Agay lernte er einen alten Mann kennen, der am Strand eine Ferienanlage besaß. Für ein paar Monate durfte Süleyman dort arbeiten – als Gehilfe des Gärtners und als Küchenjunge in dem kleinen Strandrestaurant. Gegen Ende der Urlaubszeit, als er nicht mehr gebraucht wurde, fuhr er mit einem jungen Ehepaar zurück nach Deutschland. Die beiden ließen ihn an einem Rastplatz in der Nähe von Frankfurt aussteigen. Sie hatten nicht bemerkt, dass Süleyman den Geldbeutel der Frau gestohlen hatte.

Er ging wieder zum Bahnhof. Mal hatte er Geld, mal hatte er keines. Mal schlüpfte er bei jemandem unter, mal wohnte er in einer Pension. Im Sommer übernachtete er oft im Freien. Er stahl, er handelte mit Drogen, und schließlich kam er ins Jugendgefängnis nach Rockenberg, wo man ihn nach sechs Monaten wieder entließ.

So ging es weiter. So verbrachte er die nächsten Jahre.

Kurz vor seinem neunzehnten Geburtstag wurde Süleyman krank. Tagelang litt er unter Schüttelfrost und hohem Fieber, sodass er Angst hatte zu sterben. Er rief die Schwester seiner Mutter an und bat sie, ihm zu helfen. Er hatte ein paar Mal seine Ferien bei ihr verbracht; er wusste, dass sie ihn mochte. Zwei Stunden später stand seine Tante vor ihm, packte ihn und seine wenigen Habseligkeiten in ihren Wagen, nahm ihn mit in ihr kleines Haus und pflegte ihn gesund. Seitdem wohnte Süleyman in Schwarzenfels. Fast sah es aus, als könne er in dem kleinen Ort zur Ruhe kommen.

Dann starb seine Tante. In ihrem Testament vermachte sie dem Neffen das Haus und ein kleines Sparkonto auf seinen Namen. Auf der Beerdigung traf Süleyman seine Mutter wieder und lernte seine Halbschwester Nele kennen. Als sie wieder abfuhr, kletterte das Mädchen auf die Rückbank des VW Polos der Mutter und winkte zum Abschied.

Inzwischen war Süleyman zweiundzwanzig Jahre alt, ein junger Mann, der immer noch aussah wie ein Siebzehnjähriger. Er fühlte sich wie ein Junge und wurde bis heute von allen so genannt: Süleyman oder «der Junge».

Obwohl er sparsam gelebt hatte, ging das Geld der Tante rasch zur Neige. Er wollte das Haus nicht verkaufen. Die Leute im Dorf hatten sich an ihn gewöhnt. Sie grüßten ihn und ließen ihn ansonsten in Ruhe. Am liebsten hielt er sich in dem kleinen, von alten Hecken umgebenen Garten auf. Er fuhr gerne mit der Handfläche über die Rinde der Obstbäume, er mochte den Geruch der Erde und das Kitzeln der Grashalme auf seiner Haut. Am liebsten lag er nackt in der Sonne, ohne an etwas zu denken.

Süleyman hatte sich angezogen und in der Küche darauf gewartet, dass die Frau das Haus verließ. Als er jetzt die Tür ins Schloss fallen hörte, ging er kurz rüber zum Nachttisch. Er lächelte. Sie hatte einen Hundert-Euro-Schein unter den Lampenfuß geschoben. Er nahm das Geld und steckte es in die Tasche seiner Jeans.

Durch die zugezogene Gardine schaute er nach draußen. Der Wagen der Frau, ein dunkelblauer BMW X5, stand am Rande des schmalen, asphaltierten Wirtschaftsweges, der nicht weit von seinem Haus verlief. Bevor sie die Fahrertür öffnete, schaute sie noch einmal in Süleymans Richtung. Er war sich sicher, dass sie ihn nicht sehen konnte. Sie startete den Motor, schaltete das Licht ein und fuhr los.

Dann sah Süleyman das Sportmotorrad. Es tauchte von rechts aus dem immer noch dichten Frühnebel auf und fuhr mit hoher Geschwindigkeit direkt auf den Wagen der Frau zu. Beide Fahrzeuge machten im letzten Moment einen kleinen Schlenker, um einander auszuweichen. Das Motorrad holperte über den Rand der Fahrbahn, erreichte noch einmal mit dem Vorderreifen den Asphalt, geriet erneut ins Schlingern, kippte nach rechts und rutschte die Böschung hinab.

Dann war es still.

Der blaue BMW war längst in der Ferne verschwunden.

Süleyman wartete.

Er wartete zwei Minuten, drei Minuten, vier Minuten. Nichts geschah. Der Motorradfahrer kroch nicht die Böschung herauf. Niemand rief um Hilfe. Niemand schrie. Nichts.

Süleyman zog sein rotes Kapuzenshirt über, trat vor das Haus und sog mit einem kräftigen Atemzug die feuchte Morgenluft ein. Er schaute hoch zum Dorf, dessen Häuser am

Hügel unter der Burg klebten wie Schwalbennester unter der Traufe. Noch immer schien die Welt zu schlafen.

Er lief die wenigen Schritte bis zu jener Stelle, an der das Motorrad von der Fahrbahn abgekommen war. Er sah die Spur, die es im hohen Gras hinterlassen hatte. Sie führte bis hinter die hohe Hecke aus blühendem Weißdorn und Holunder.

Der Fahrer lag etwa zwei Meter von seiner Maschine entfernt auf dem Boden. Sein Kopf war auf unnatürliche Weise verrenkt. Fast sah es aus, als habe jemand versucht, ihm das Kinn auf den Rücken zu drehen. Der Mund stand offen, der Blick war gebrochen. Süleyman wusste, dass der Mann tot war.

Der Junge ging neben dem Toten in die Hocke, tastete die Taschen der schweren Lederjacke ab, öffnete einen Reißverschluss, zog die Brieftasche des Mannes hervor und ließ die Beute unter seinem Kapuzenshirt verschwinden. Er tat das, wie man eine Arbeit verrichtet, die getan werden muss: schnell, konzentriert und ohne Bedenken. Dann hob er den Oberkörper der Leiche ein wenig an, zog die schwarze Umhängetasche darunter hervor und inspizierte deren Inhalt. Er fand nichts außer einem großen Umschlag aus brauner Pappe. Süleyman stopfte auch diesen in seinen Hosensack, dann entfernte er sich so rasch von der Unfallstelle, wie er gekommen war.

Zurück im Haus, legte er den Umschlag auf den Tisch und las die Adresse:

*Herrn
Johann von Münzenberg (MdL)
Schlossgasse 24
36391 Sinntal – Schwarzenfels*

Einen Absender gab es nicht. Aber den Empfänger kannte Süleyman. Es gab niemanden in der Gegend, der diesen Mann nicht kannte.

Der Junge ging zum Fenster und schaute hinaus. Nichts war zu sehen, nichts war geschehen. Selbst die Grashalme am Wegrand schienen sich bereits wieder aufzurichten.

DREI

Kaum dreihundert Meter entfernt, auf dem Parkplatz hinter dem Gelände der Burg, saßen zur selben Zeit die beiden Beamten der Abteilung 3 des Hessischen Landeskriminalamtes in ihrem grauen Opel Vectra V6 und warteten auf die Ankunft ihrer Kollegen. Sie hatten den Wagen dicht an der Mauer geparkt, sodass er vom Herrenhaus aus nicht zu sehen war.

Daniel Fichtner, der jüngere der beiden Ermittler, hatte die Augen geschlossen und beide Hände aufs Lenkrad gelegt. Obwohl er ansonsten ruhig wirkte, verrieten die Wangen seinen Eifer. Er hatte seine Stelle beim LKA erst vor einigen Wochen angetreten, und er war stolz darauf, schon jetzt an einem offenbar heiklen Einsatz beteiligt zu werden.

Daniel Fichtner wollte ein guter Polizist werden. Er wollte Geld verdienen, ein Haus bauen und zwei Kinder haben. Anders als seine Eltern, wollte er ein geordnetes Leben führen. Er hatte im Spätsommer des letzten Jahres geheiratet, seine Frau war im achten Monat schwanger, seine Tochter würde bald geboren werden.

Der junge Polizist wollte alles richtig machen. Er wollte zeigen, was er konnte, und wenn er etwas nicht wusste, wollte er die richtigen Fragen stellen. Er galt als ehrgeizig, klug und fleißig. Auf der Polizeihochnschule war er einer der Besten seines Jahrgangs gewesen; seine Arbeit über «Sexuell motivierte Tötungsdelikte in den westlichen Ländern der

Europäischen Union» war mit einer Eins bewertet worden und schon kurz darauf als Artikel in einer deutschen, einer englischen und einer tschechischen Fachzeitschrift erschienen. Alles, was Daniel Fichtner fehlte, war Erfahrung. Am heutigen Morgen würde er den ersten Schritt tun, um diesen Missstand zu beheben.

Viel war es nicht, was er über den Einsatz wusste. Man hatte ihn gestern am späten Abend angerufen und ihm mitgeteilt, dass er in der Nacht von Axel Rotteck abgeholt werde.

Rotteck, der jetzt neben ihm auf dem Beifahrersitz saß und immer wieder auf seine Armbanduhr schaute, war eine Legende. Er hatte als verdeckter Ermittler einen der größten Drogenringe auffliegen lassen, er hatte die Hintergründe des Sabana-Skandals aufgedeckt und mit seinen Recherchen dafür gesorgt, dass die Geschäftsführer des Kronberger Unternehmens wegen illegalen Waffenhandels für viele Jahre ins Gefängnis mussten. Und Axel Rotteck war es auch gewesen, der den seit sieben Jahren flüchtigen ehemaligen Staatssekretär Dr. Ludwig Hoffe in einem Hotel in Madrid aufgestöbert und damit dessen Auslieferung an die deutschen Behörden ermöglicht hatte. Der Prozess würde in Kürze stattfinden, und es war zu erwarten, dass auch diesmal die Zeitungen und Fernsehsender Schlange stehen würden, um ein Interview mit Rotteck zu bekommen.

Axel Rotteck war 48 Jahre alt, knapp eins neunzig groß, schlank und hatte dunkles, leicht krauses Haar, das er mit Gel zu bändigen versuchte. Seine Augenbrauen trafen sich über der Nasenwurzel, und sein Bartwuchs war so stark, dass die Wangen schon mittags einen blauen Schatten zeigten. Wie für die meisten jungen Kriminalpolizisten in Hessen war Axel Rotteck auch für Daniel Fichtner ein Vorbild. Er